

Zur Preisvergabe des Lyrikwettbewerbs von Darmstadt, 2020

Zu Beginn eine Herzensangelegenheit, an Schulen gerichtet:

Der bekannte zeitgenössische Lyriker Gerhard Falkner prägte einmal den Satz: "Die Lyrik ist die kühnste der Künste."

Leider scheint mir dieser Gedanke noch nicht in unseren Schulen angekommen zu sein. Wie sonst ist es zu erklären, dass schreibende Schüler*innen anscheinend so wenig von den Möglichkeiten (moderner) Lyrik wissen. Rutscht etwa gerade die Lyrikrezeption ganz aus den Lehrplänen heraus? Das wäre schade. Ich erinnere mich noch an meine eigene Schulzeit und meine erste Begegnung mit Bachmann- oder Kaschnitz-Gedichten. Wie beglückt ich damals war, etwas nicht sofort zu verstehen, Rätseln zu begegnen, in denen etwas war, das meine eigene Kreativität in Gang setzte, Formen wahrzunehmen, die sich mir wie spielerisch einprägten, die immer noch da sind. Zeigt doch die Dichte der Lyrik bisweilen die Komplexität menschlicher Gedanken und Gefühle. Befreit sie einen doch aus dem scheinbaren gedanklichen Stringenzgebot aller einfachen Wahrheiten.

Dafür muss allerdings die Arbeit geleistet werden, Schüler*innen die Formenvielfalt vor allem moderner Lyrik vorzustellen. Und dafür braucht es Räume in Lehrplänen und engagierte, begeisterte Lehrer*innen. Letztere gibt es in und um Darmstadt, das zeigt der Wettbewerb. Und hier kann den drei Lehrerinnen der Bertolt-Brecht-Schule, Frau Keil-Heymann, Frau Ohr und Frau Miro, die den Preis am Leben erhalten, gar nicht genug für ihr Engagement gedankt werden. Dennoch fällt uns auf, dass es im Laufe der letzten Jahre immer schwieriger wurde, Preisträger*innen auszuwählen.

In diesem Jahr hat die Jury, bestehend aus dem Schriftsteller Dr. Fritz Deppert, der Buchhändlerin Heidi Strauß und mir, der Lyrikerin Ursula Teicher-Maier, die folgenden Preisträger*innen ausgesucht.

Der erste Preis geht an **Hannes Müller**, Schüler der Viktoriaschule. Warum? Unter allen Einsendungen erschienen uns seine Texte am interessantesten. Sie kreieren ihre eigenen Welten, spielen mit Bildern ("fliegende Pflanzen"), man könnte auch Chiffren sagen, aber auch mit Archetypen (wie dem "Weg des Helden"), literarischen Figuren (Taugenichts) und Begriffen und – bisweilen flapsigen – Ausdrücken unserer Zeit. Das heißt, die Texte sind von hier und jetzt, was auch die Sprache widerspiegelt, eine schlichte Alltagssprache, ein Instrument zeitgenössischer Lyrik, die vor allem oft eines vermeiden will: Pathos.

Die freirhythmischen Zeilen folgen dem Atem, nutzen so gut wie gar nicht den Zeilensprung, der ja die Spannung hält und in die nächste Zeile leitet. Aber sie sind alle ähnlich gebaut, bestehen oft aus elliptischen Fügungen, haben folglich eine bestimmte Form, die Form, welche Hannes Müller anscheinend präferiert.

Fast alle Texte haben ein lyrisches Ich, auch wenn es zum Beispiel im Text "Vollkommenheit" nicht genannt ist. Die letzte Zeile bringt oft noch einen gedanklichen Schlenker, eine Überraschung oder eine Kadenz. Der junge Autor verwendet auch unauffällige Endreime, die etwas beliebig eingestreut wirken. Man bemerkt sie zuerst kaum.

Als Lyriker-Kollegin würde ich dem Autor empfehlen, das eine und andere Fremdwort zu ersetzen. So scheint er beispielsweise das Wort "generiert" zu lieben – das wirkt sperrig und entfernt den Text bisweilen von seiner Wahrhaftigkeit. Anders dagegen der Einsatz von Fremdwörtern im Text "melodramierend". Hier sind sie Stilmittel und damit angemessen.

Für den zweiten Preis hat die Jury **Amelie Bazzanella** vom Schuldorf Bergstraße ausgewählt.

Ihre lyrische Vorgehensweise ist ganz anders als die von Hannes Müller. Sie schreibt schlichte Volksliedstrophen, geschult an traditionellen Gedichtformen. Wir unterstellen dabei Amelie Bazzanella den kecken Mut, durch schräge Bilder und bis zur Komik zum Reimen gezwungene Wörter ("alle Fenster sind erlicht / ... / sein Silhouett' mit Schwarz vermischt.") die Texte der Klassiker und auch diese selbst auf den Arm zu nehmen und frech zu trivialisieren.

Amelie Bazzanella schreibt metrisch und verwendet den jambischen oder den trochäischen Versfuß schon recht konsequent. Ob sie mit dem goetheschen Motiv der gebrochenen Blume spielt oder im Balladenduktus den fontaneschen Pomp durch Reime wie "luckend" und "spuckend" veräppelt, ob sie "Sonett" auf "Bett" reimt, immer bricht sie die Sprache übers Knie, bestimmt nicht jedem Deutschlehrer zum Gefallen.

Sie hat einen Weg gefunden, schreibend auf ihre Welt zu reagieren, der vielleicht einmal zwischen Friederike Kempner und Mascha Kaleko entlangführen könnte.

Den dritten Preis teilen sich 2020 **Lena Meyer** vom LGG und **Theodora von Chappuis** von der Viktoria-schule.

Lena Meyer hat nur einen Text vorgelegt, das Gedicht "Meine Welt". Der Text wirkt zeitlos in seiner Diktion, liedartig schlicht, aber nicht antiquiert. Er kreist zuversichtlich um die Möglichkeit, im eigenen Innern Geborgenheit zu finden und könnte, so wie er ist, vertont werden. Die letzte der vier Strophen hat kadenzartig eine Zeile mehr.

Die Sujets der Texte Theodora von Chappuis' sind die schwierige Situation Jugendlicher, ihre Vanitas-Erfahrungen und Rettungsversuche aus diesen, auch soziale Missstände ("Die Achte"). Theodora von Chappuis verwendet eine flapsige bis derbe Umgangssprache, prosanah in kurzen Sätzen, allerdings unregelmäßig in kurze Strophen gegliedert. Manchmal benutzt sie auch Reime, stellenweise so geballt,

dass beim Leser das Gefühl von Monotonie und verzweifelter Ausweglosigkeit aufkommt. So unterstützt an diesen Stellen die Form den Inhalt der Texte.

Wir hören hier eine authentische Stimme zeitgenössischer Jugenderfahrung.

Und nun noch ein Wort, an junge Lyriker*innen gerichtet.

Wir drei Juroren freuen uns mit Ihnen, dass Sie Gedichte schreiben. Sie gehören damit zu einem kleinen, erlesenen Kreis. Falls Sie irgendwann damit aufhören, ist das natürlich ok.

Falls Sie aber weitermachen möchten, wird sich für Sie irgendwann die Frage nach der Form stellen. Denn jedes Kunstwerk braucht eine Form. Wie findet man die nun, falls sie einen nicht findet? Durch Schreiben. Durch Probieren. Und auch durch das Lesen zeitgenössischer Gedichte. Es hat ja wenig Sinn, heute so zu schreiben, wie vor fünfzig Jahren schon jemand anders geschrieben hat. Oder vor zwei Jahren. Natürlich kann man auch das tun, genauso, wie man ein Bild von Van Gogh abmalen darf – für sich selbst. Wenn man aber eine eigene lyrische Stimme entwickeln will, braucht dies Zeit und oft auch Hilfe von außen. Durch Bücher, Lyrikportale im Internet wie z.B. www.fixpoetry.com, Lyrikgruppen, Gespräche mit erfahrenen Autor*innen usw.

Ich finde, der Aufwand lohnt sich, auch wenn Sie damit garantiert nie viel Geld verdienen werden. Aber Sie werden sich ganz oft über das freuen, was Sie geschrieben haben. Denn wenn die Kreativität Raum bekommt, wächst man über sich selbst hinaus.

Schon Max Frisch nannte den Vorgang: Schreiben heißt: sich selber lesen.

In diesem Sinne: Machen Sie sich weiterhin die Freude.

Ursula Teicher-Maier